



BERNHARD WUCHERER

Die Säulen des Zorns

Historischer Roman



Original

GMEINER





BERNHARD WUCHERER
Die Säulen des Zorns

SCHONUNGSLOS GRAUSAM Staufen in den Jahren 1649/1650. Nach Pest und Dreißigjährigem Krieg belasten immer noch Hunger und harte Lebensbedingungen die Dorfgemeinschaft. Da kommt es gerade recht, dass Hugo Reichsgraf zu Königsegg den ledigen Burschen des Marktfleckens eine wertvolle Fahne mitsamt Umzug und Festmahl zu spendieren gedenkt. Damit möchte er neuen Lebensmut unter die dezimierte Bevölkerung bringen, erreicht aber das Gegenteil. Denn sofort breiten sich Neid und Missgunst aus, denn jeder möchte Fähnrich werden. Schon bald wird die erste schrecklich verstümmelte Leiche einer der Ihren gefunden. Weitere grausame Morde folgen ... auch in der nahe gelegenen Residenzstadt. Nur gut, dass mit dem Tagelöhner Jockel Mühlegg rasch ein Schuldiger ausgemacht wird, der der peinlichen Befragung unterzogen werden kann, um die rasende Volksseele zu beruhigen. Allerdings treibt sich auch noch ein mysteriöser Unbekannter im Dorf herum. Dass dieser Dreck am Stecken hat, ist schnell klar, aber ist er auch der gesuchte »Gliedermörder«?

© David Hagemann



Bernhard Wucherer wurde im Allgäu geboren wo der Grafikdesigner zunächst als Schriftsetzer, Lithograf und Drucker tätig war, bevor er über zwei Jahrzehnte hinweg eine eigene Druckerei mit angeschlossener Beschriftungsabteilung, sowie eine Werbe-, Marketing- und Eventagentur betrieb, in der er u. a. für den Tourismus zahlreiche Werbetexte und -slogans verfasste. Während er danach seinen Lebensraum erfüllte und über viele Jahre hinweg auf Burgen und Schlössern des In- und Auslandes lebte und arbeitete, schrieb er historische Aufsätze, die zum Teil sogar Veröffentlichung in wissenschaftlichen Werken fanden. In diesem inspirierenden Umfeld begann der Burgmanager, Ritterturnierveranstalter und Museumskurator, historische Romane zu schreiben.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Der Peststurm (2013)

Die Pestspur (2012)

BERNHARD WUCHERER

Die Säulen des Zorns

Historischer Roman

Original

GMEINER

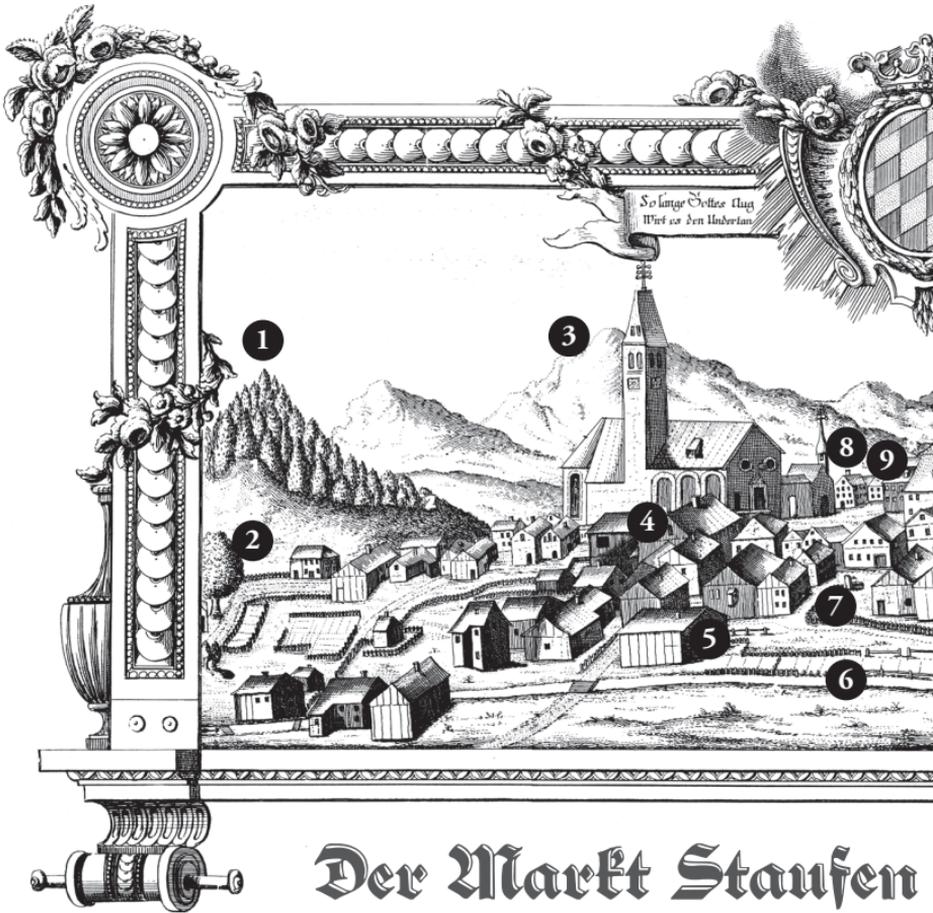


Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2014

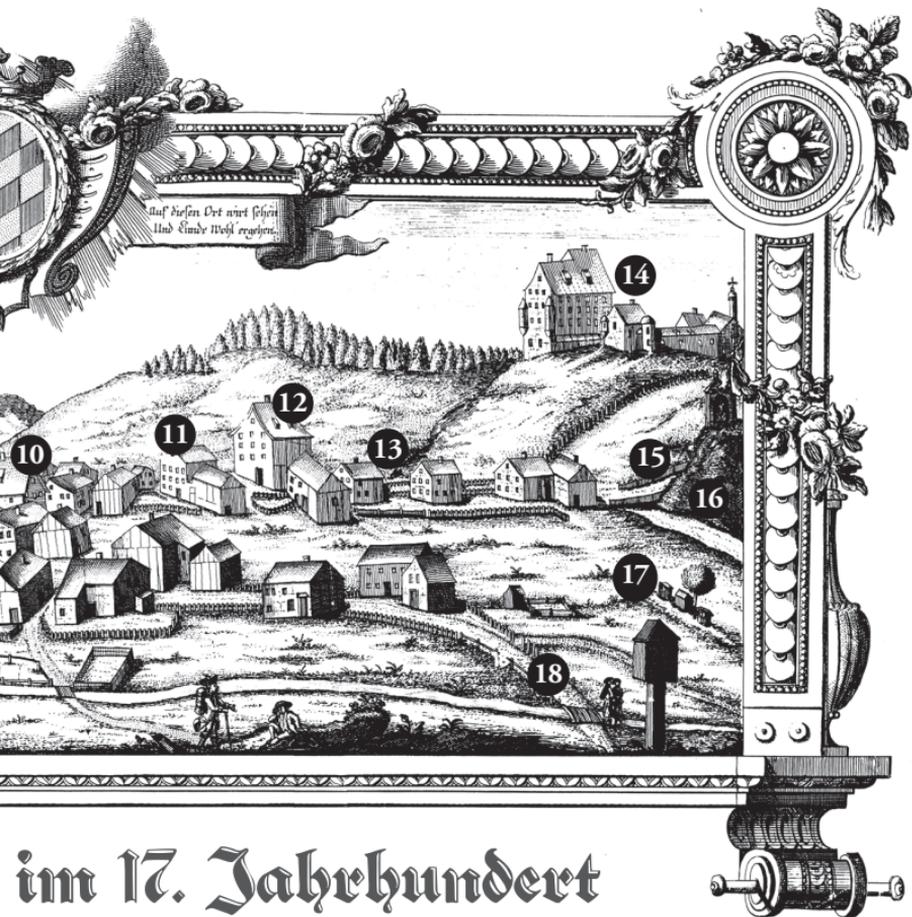
Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von: © [http://commons.wikimedia.org/
wiki/File:Edwaert_Collier_-_Vanitas_-_Still_Life_with_Books_and_
Manuscripts_and_a_Skull_-_Google_Art_Project.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Edwaert_Collier_-_Vanitas_-_Still_Life_with_Books_and_Manuscripts_and_a_Skull_-_Google_Art_Project.jpg)
ISBN 978-3-8392-4447-0

*Meinem väterlichen Freund und Berater,
dem 2012 verstorbenen und verdienten Chronisten
der »Staufner Fahnenaktion«, Benedikt Josef Höss,
und all jenen Menschen gewidmet,
die offenen Herzens alten Bräuchen dienen,
dabei aber stets das Feuer der Tradition bewahren
und nicht deren Asche anbeten.*



Der Markt Staufen

- 1 **Staufenberg**
Hier beginnt im ersten Roman »Die Pestspur« der Vorspann zur Geschichte, worauf sich eine Mordserie entwickelt, die nun seinen Fortgang findet ...
- 2 **„Galgensühl“**
Richtstätte zu Füßen des Staufenberges. Dort wurde der Medicus gehängt. Hier weiden auch die Schafe des Bechtelerbauern und des Wanderschäfers.
- 3 **Obergölchenwanger Grat** (Der heutige Hochgrat, sehr verzerrt dargestellt)
Hauptberg der Nagelfluhkette. Nach rechts guter Blick in die Schweizer Berge.
- 4 **Wirtshaus „Zur Krone“**
Stammtaverne des Totengräbers und des „Paters“, früher auch des Medicus (†).
- 5 **Anwesen der jüdischen Familie Bomberg**
Im ständigen Focus des „Paters“. Hier spielen sich schreckliche Dinge ab.
- 6 **Seelesgraben**
Lebensader des Dorfes. Der Bach fließt nach rechts durch den Unterflecken.
- 7 **Marktplatz** (hier viel zu klein dargestellt)
Dreh- und Angelpunkt des Dorfes. Von hier aus werden Gerüchte gestreut.
- 8 **Wirtshaus „Zum Löwen“**
Liegt auf dem Weg zum Pestfriedhof. War Sitz der Staufner Handwerkszünfte.
- 9 **Färberhaus und Pestareal** (beides nicht sichtbar)
Zum Haus von Hannß und Gunda Opser ca. 70 Schritte am „Löwen“ vorbei. Zum Pestfriedhof und zur Pestkapelle geht es 2 Meilen nach Weißach hinunter, wo sich einer der Arbeitsplätze von Fabio, dem Hilfstotengräber, befindet.



im 17. Jahrhundert

10 Propsteigebäude

Wohnung und Arbeitszimmer des Propstes Johannes Glatt.

11 Wirtshaus „Zur Alten Sonne“

Spielt keine große Rolle. Hier wohnt nur „Josef Bueb“, Fabios fieser Gegner.

12 Alter Marstall

Nach teilweiser Verwaisung der Residenz vorübergehend gräfliche Kanzlei.

13 Entenpfuhl (nicht sichtbar)

Liegt direkt unterhalb des Schlosses, hinter dem Marstallgebäude. Hier fand bereits ein Mord statt. Gerät aber immer wieder ins Zentrum des Geschehens.

14 Schloss Staufen

Links außen (östlich) das große Herrschaftsgebäude. Rechts außen (westlich) das kleine Vogteigebäude, die Wohnung und der Arbeitsplatz des „Kastellans“.

15 Schlossbuckel

Einziger offizieller Weg zum Schloss, von wo aus es auf den Kapfberg geht.

16 Fuß des Kapfberges

Forst- und Jagdrevierbeginn des Reichsgrafen Hugo zu Königsegg-Rothenfels.

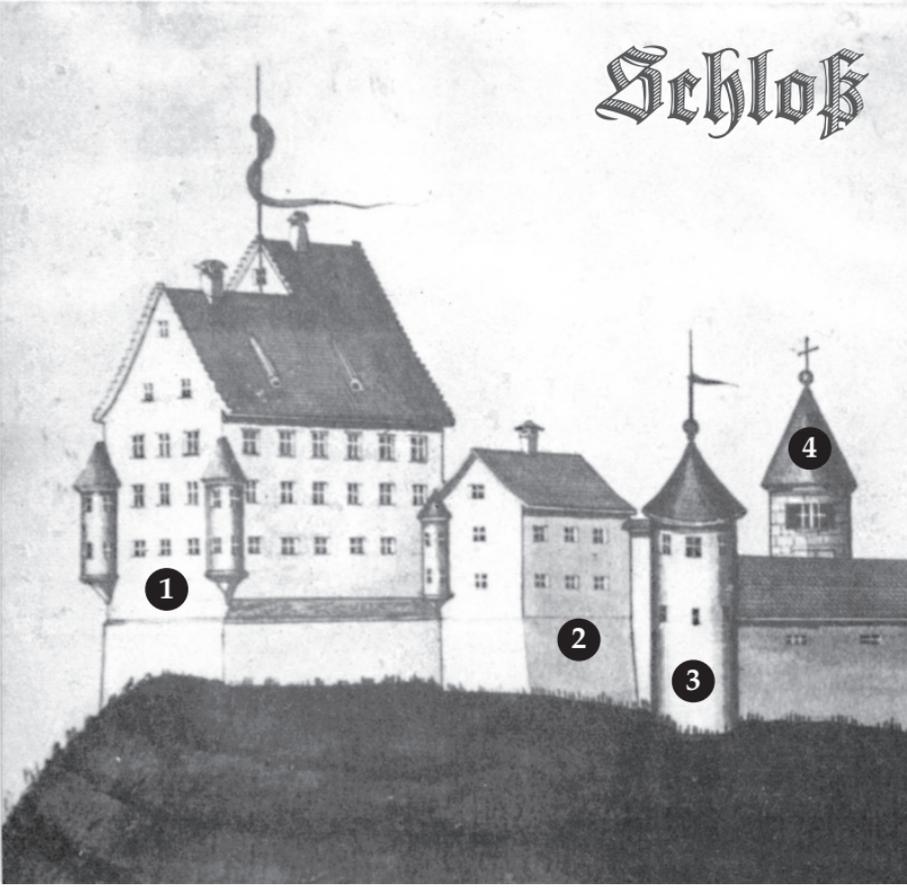
17 Alte Schießstätte

Liegt zu Füßen des Kapfberges. Errichtet durch Georg Freiherr von Königsegg.

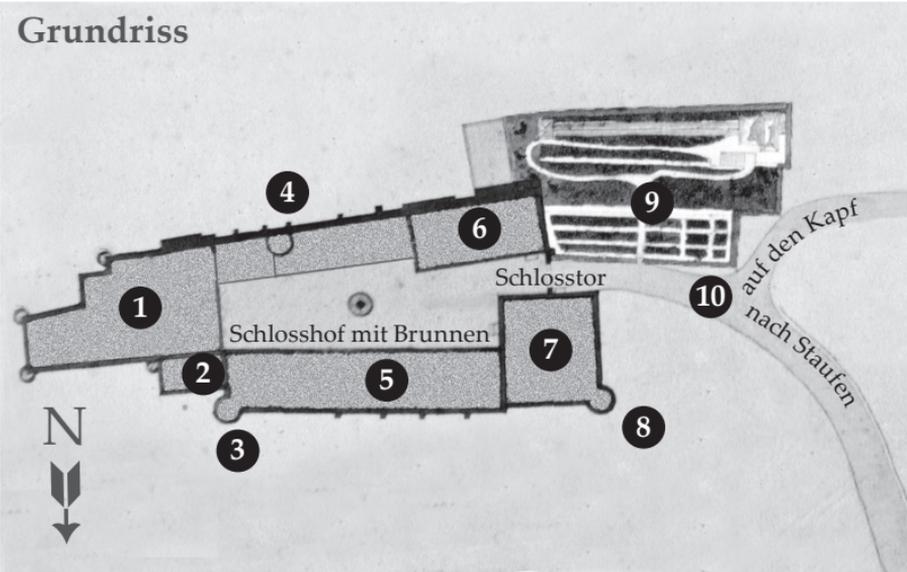
18 Verbindungsweg zur „Salzstraße“ (auch „Alte Reichsstraße“).

Dieser Weg führt zum Stall des Bauern Moosmann. Die römische Militär- und Handelsstraße geht von Hall in Tirol aus an Staufen vorbei an den Bodensee, nach Bregenz, aber auch ins Oberschwäbische, nach Ravensburg und Schussenried hinüber.

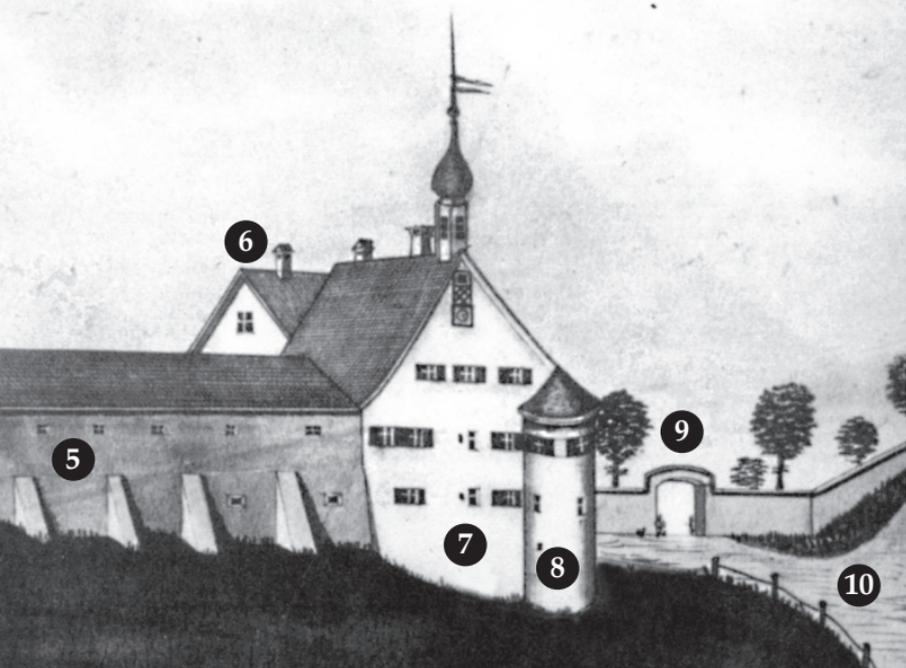
Schloß



Grundriss



Staufen



- 1 Herrschaftsgebäude (Palas)**
Im EG mehrere Repräsentationsräume.
Darüber der „Rittersaal“.
Im 3. und 4. Geschoß Wohnung
der gräflichen Familie.
- 2 Gästehaus mit Schlosskapelle**
Im 2. Geschoß Verbindung zur Kapelle,
der Gottesmutter Maria - Hausheilige
der gräflichen Familie - geweiht.
- 3 Nordturm (Dürnitz)**
Wachturm mit Blick auf das Dorf
hinunter und zum Staufenberg
hinüber. Die Wachstube im EG,
kann vom Gästehaus aus mit beheizt
werden.
- 4 Südturm**
Wachturm mit Blick nach Weißach,
in die Berge und nach Vorarlberg.
Im obersten Stock befindet sich die
Verwahrzelle des Schlosses.
- 5 Stallungen und Wirtschaftsgebäude**
Mehrere Kutschen- und Schlittenstell-
plätze mit Pferdestall (Marstall).
Drei Nutzviehställe mit Reparatur-
werkstatt und Schmiedewerkstatt.
- 6 Lagerhaus**
Im Keller das Weinlager.
Darüber liegt die Speisekammer.
Im 2. Geschoß ein Heulager,
unter dem Dach das Strohlager.
- 7 Vogteigebäude**
Wohnung des „Kastellans“.
- 8 Nordwesttürmchen**
In beiden Stockwerken gibt es
Verbindungsstüren zum Vogtei-
gebäude.
Darunter liegt die gut bestückte
Waffen- und Rüstkammer.
- 9 Gemüse- und Kräutergarten**
Nach außen – besonders nach
Süden hin – ungenügend
gesichert. Dies ist das Reich
der „Kastellantin“.
- 10 Schlossstraße**
Einziger Weg vom Dorf zum
Schloss. Von da aus weiter auf
den Kapfberg.
Der steile „Schlossbuckel“
ist gerade im Winter schwer
zu befahren.

1649

Vierzehn Jahre nach der verheerenden Pest in Staufeu und ein Jahr nach Ende des Dreißigjährigen Krieges

»Die Kirchen beiderley Seiten haben fil Jahr umm die Wett gerüßtet unnd sindt den Kriegsherrn innichten nachgestanden. Dabei haben die Pfaffen nicht gemerket daß das Volck ander Sorg zu tragen hatt unnd jetzt immer noch elendiglich verhungert.«

Benedikt Reisinger, zeitgenössischer Chronist im September des Jahres 1649.

PROLOG

1649. IN JENEM UNSELIGEN JAHR, IN DEM UNSERE GESCHICHTE BEGINNT, ist das ganze Land verödet. Die Äcker liegen brach und der Nutztierbestand ist während der letzten Jahrzehnte auf null gesunken. Seit dem drei Jahrzehnte anhaltenden Krieg (von 1618 bis 1648 n. Chr.) liegen viele Höfe und Behausungen der verarmten und ausgeplünderten Bevölkerung in Schutt und Asche. Die Überlebenden der Pest und des *Großen Krieges* – den man bald auch den *Dreißigjährigen* nennen wird – leiden unermesslich große Not und befinden sich immer noch im Dauerzustand der Verzweiflung. Die Bevölkerung Europas ist gewaltig dezimiert worden. Während immer noch Abertausende Menschen verhungern, werden andere von zersprengten und marodierenden Söldnern grausam gequält und umgebracht. Es gibt nach wie vor Mädchen und Frauen, die von der verrohten Sodateska geschändet werden. Viele der bedauerenswerten Geschöpfe, die dies alles überleben, werden ohne das Zutun der Kriegsauswüchse erschlagen, erstochen, erschossen ... und im Allgäuer Marktflecken Staufeu sogar systematisch vergiftet (siehe *Die Pestspur*, Gmeiner Verlag, 2012). So fallen dort im Jahre des Herrn 1634 sage und schreibe 69 Männer, Frauen und Kinder einer unglaublichen Giftmordserie des irrefeleiteten Arztes Heinrich Schwartz, der diese einträglichen »Kräutermorde« zusammen mit dem Totengräber Ruland Berging geplant hatte, zum Opfer. Dazu kommen noch »Verwechslungsmorde« an den Blaufärbersöhnen Didrik und Otward Opser sowie mehrere weitere Tötungsverbrechen durch den damaligen Totengräber.

Ein Jahr später schlägt im selben Allgäuer Dorf die Pest wie ein wütendes Totenheer um sich und bringt 706 hilflosen Menschen einen grausamen Tod (siehe *Der Peststurm*, Gmeiner Verlag, 2013). Dadurch sind von den gut 1.000 Einwohnern Staufens nur noch geschätzte 300 am Leben. Dabei trifft es Kinder und Erwachsene gleichermaßen. Die Staufener Bevölkerung braucht viele Jahre, um die damaligen Geschehnisse einigermaßen aufzuarbeiten. Auch Jahre später hat sie immer noch mit den Folgen zu kämpfen.

Vergessen können die bedauernswerten Geschöpfe Gottes diese unmenschlichen Verhältnisse wohl nie. Und da der Krieg erst 1648, also ein Jahr vor Beginn unserer Geschichte, durch den *Westfälischen Frieden* zu Münster und Osnabrück beendet wird, hat die Bevölkerung Staufens – wie allerorten – kaum Zeit, um sich richtig erholen zu können und die Felder ordentlich zu bestellen. Dies hat zur Folge, dass die Ernteerträge immer noch recht dürftig sind und bei Weitem nicht ausreichen, um die hungrigen Mäuler zu stopfen. Den ausgemergelten Menschen geht es zwar schon etwas besser als während des Krieges, für ein gesichertes Überleben reicht es aber noch längst nicht aus. Diesbezüglich ändert sich ebenso wenig wie an ihrer sowieso schon mehr als bescheidenen Lebensweise und der herrschaftlichen Struktur, der sie nach wie vor auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind.

Bis auf die frei erfundene Giftmordserie und die »Verwechslungsmorde« anno 1634 stimmt der bisher beschriebene historische Hintergrund ebenso wie dies im vorliegenden Roman der Fall ist. Dennoch vermischen sich nun Fiktion und Realität insofern, als die Grundlage dieser Geschichte der sogenannte *Staufner Fasnatziestag* ist, ein seit dem Historismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts schriftlich nachgewiesener Brauch eigenwilliger Prägung, der laut mündlicher Überlieferung bis auf die Zeit der Pest in Staufen anno 1635 zurückgehen soll, seinen Ursprung vermutlich aber bereits in grauer Vorzeit haben dürfte und allein schon deswegen wesentlich wertvoller ist als in der allgemeinen Wahrnehmung bisher verankert.

Die Überlieferung besagt, dass dieser Brauch 1635 – also noch im grausamen Pestjahr – vom damaligen Regenten, Hugo Reichsgraf zu Königsegg-Rothenfels, begründet wurde. Obwohl es nicht nur während der ersten – die *Justinianische Pest* (527 bis 565 n. Chr.) nicht berücksichtigt – kontinentalen Pestwelle (von 1347 bis 1352 n. Chr.), sondern insbesondere auch bei der zweiten Pandemie im 17. Jahrhundert europaweit zu »Pestgelüben« kam, kann dies aber – bei allem Wohlwollen – in diesem Jahr nicht gewesen sein, weil der hochreputierte Landesherr zu jener Zeit nachweislich selbst vor der Pest und dem Krieg geflohen war. Er hatte sich hinter die schützenden Mauern der Bodenseestadt Konstanz, in der sein

Bruder Berthold Domscholaster und -schatzmeister war, geflüchtet, wo er sich mit seiner Gemahlin Maria Renata von Hohenzollern-Sigmaringen, ihren Kindern und einem Teil des Hofstaates im dortigen *Verbrunnen-Hof* in der heutigen Wessenbergstraße verschanzte, um nicht von der in der Residenzstadt Immenstadt und in anderen Orten des Allgäus wütenden Seuche gepackt oder von den Auswirkungen des Krieges erwischt zu werden.

Außerdem: »*Von May bis Sanct Nicolaustag ...*« des Jahres 1635 soll die Pest gewütet haben, berichtet eine zeitgenössische Niederschrift des real existierenden Propstes Johannes Glatt, der das Pfarrmatrikel ganz besonders akribisch führte und zudem ein spezielles »Repertorium« (Anmerkung des Autors: eine merkwürdige Bezeichnung für profane Aufzeichnungen) verfasste. Darin stehen zwar die Pest oder das Verbot des Tabakverkaufs durch kirchlichen Einfluss beschrieben, und sogar Kleinigkeiten wie beispielsweise der Anbau eines »*Heymlich Gemach*« (Aborterker) an der Südseite des Schlosses Staufen werden genannt, über eine »Fahnenstiftung« im Jahr 1635 konnte der Autor aber beim besten Willen nichts finden, obwohl ihm dieses »Repertorium« ein ganzes Jahr im Original zur Verfügung gestanden hatte.

Außerdem bedeutet diese genaue zeitliche Einordnung der Pest in Staufen, dass das eine Drittel der überlebenden Bevölkerung Staufens (ca. 300 Personen) nach dem verbrieften Abklingen der Pest am 6. Dezember des Jahres 1635 gerade mal 25 Tage Zeit hatte, sich moralisch so aufzurichten, um ausgerechnet am letzten Tag der Fasnacht desselben Jahres ein Fest zu feiern und einen Umzug durch die Straßen des Marktes zu organisieren – ein Unding: denn wenn Fasnacht, dann wohl frühestens im Jahr darauf, also 1636!

Und der nachgewiesenermaßen nicht vor Ort weilende Regent hätte für die Herstellung einer Fahne – egal ob in einem Kloster gestickt oder von Künstlerhand gemalt – bis zum Ende des Jahres 1635 ebenfalls nur 25 Tage zur Verfügung gehabt. Wenn man zudem bedenkt, dass die Bevölkerung Staufens sicherlich nicht gleich am 6. Dezember gewusst hatte, dass sie justament die letzte Pestleiche zum Pestfriedhof nach Weissach brachten und eine ganze Zeit lang unsicher war, ob die Pest nun tatsächlich abgeebbt war oder möglicherweise doch wieder aufflackerte, kann dies 1635 einfach nicht gewesen sein ... zudem zum Jahres-

ende auch noch das Christfest anstand und »so ganz nebenbei« der Dreißigjährige Krieg in all seinen schrecklichen Facetten tobte.

Bei wohlwollendster Betrachtung konnte es also frühestens nach dem totalen Abklingen der Pest im damals rothenfelsischen Herrschaftsgebiet, insbesondere aber nach Beendigung des *Großen Krieges* und nach der sicherlich auch damit zusammenhängenden Rückkehr des Regenten gewesen sein, dass die *Gräfliche Fahnenstiftung* in der Form, wie der Gedenktag heute begangen wird, ins Leben gerufen wurde. Also belasse ich die Entstehung beim historisch verbrieften Pestjahr 1635, lege allerdings die erste Umsetzung des *Staufner Fasnatziestages*, wie dieser wunderschöne alte Brauch bezeichnet wird, in diesem Roman in die Jahre 1649/50. Ich denke, dass ich damit den gegenüber der historischen Wahrheit aufgeschlossenen Oberstaufener Brauchtumsfreunden entgegenkomme und wohlwollend eingestellte Brauchtumsforscher damit leben können.

NOCH EIN KLEINER TIPP

Dieser in sich geschlossene Roman kann ohne Informationsverlust genossen werden, auch wenn die hochgeschätzte Leserschaft die beiden Vorgängerromane *Die Pestspur* (Gmeiner Verlag, 2012) und *Der Peststurm* (Gmeiner Verlag, 2013) nicht gelesen hat. Korrekterweise soll dennoch nicht verschwiegen werden, dass das Lesen des vorliegenden Romans evtl. *noch* mehr Freude bereiten könnte, wenn man die beiden zuvor genannten Romane kennt.

Obwohl sich im vorliegenden historischen Kriminalroman *Die Säulen des Zorns* etliche Personen der Handlung aus den beiden o. g. Romanen wiederfinden und die Locations größtenteils dieselben sind, liefern die dort noch dominierende Pestilenz und der Dreißigjährige Krieg lediglich die Grundlage für die jetzige Handlung, die kontinentalweit angesiedelt sein könnte – mehr nicht! Die Handlung im vorliegenden Roman ist mit ganz anderer – noch heißerer – Nadel gestrickt. Außerdem spielt der Plot 14 bis 16 Jahre später, – also weit nach der europaweit langsam erlöschenden Pest und auch nach dem unseligen Glaubenskrieg, der nach langjährigen und zähen Verhandlungen zwischen den Ständen, dem Militär und der Geistlichkeit beider Lager 1648 in Münster und in Osnabrück sein spätes, aber glückliches Ende genommen hatte.

Sollten Sie eine Erläuterung, einen Begriff oder ein Zitat nicht verstehen, finden Sie diese sicherlich ebenso bei den Erklärungen wie die Übersetzung lateinischer Phrasen oder Dialektworte.

Um den Lesefluss nicht zu stören, habe ich diese innerhalb des Romans nicht gesondert gekennzeichnet. Somit kann die verehrte Leserschaft selbst entscheiden, ob und was sie nachschlagen möchte.

In *Kursiv* habe ich lediglich alte, meist originale Redewendungen, Zitate usw. gehalten.

Nun aber wünsche ich Ihnen spannende Unterhaltung.

Ihr Bernhard Wucherer

KAPITEL 1

WIE ALLEN ANDEREN GAFFERN, die aus weiten Teilen des Allgäus und von jenseits der Iller, sogar vom Bodensee herauf, aus dem Vorarlbergischen und aus dem Oberschwäbischen ins rothenfelsische Immenstadt gekommen waren, sollte auch den Staufnern ein unvergessliches Ereignis in der 17 Meilen entfernten Residenzstadt geboten werden. Einige von ihnen hätte es auch ohne das außerordentliche Erlebnis in die kleine Handelsmetropole gezogen, weil sie sich schon vor längerer Zeit zur dortigen Leinwandschau angemeldet hatten. Andere waren aus reinem Zufall ausgerechnet an diesem Tag ins »Städtle« kutschiert, während neun Staufner extra deswegen gekommen waren, weil sie denjenigen, um den es gegangen war, von früher her gekannt hatten. Unter den Männern hatten sich auch ein paar junge Burschen befunden, die vom Staufner Ortsvorsteher Hermann Schädler mitgeschickt worden waren, um stellvertretend für die gesamte Burschenschaft des Dorfes mit anzusehen, was geschah, wenn die Gesetze ihres hochwohlloblichen Regenten, des Reichsgrafen Hugo zu Königsegg-Rothenfels, sträflich missachtet wurden. Und weiß Gott: Sie hatten etwas zu sehen bekommen; ein *Spectaculum* höchster Güte. Dabei war es um einen ehemaligen Staufner Landsmann gegangen, den die Burschen zwar nicht persönlich gekannt hatten, der aber nach unzähligen kleineren Vergehen in jungen Jahren in den oberen Teil des Allgäus abgehauen war und dort – vorwiegend in Sonthofen und auf dem Joch, später aber auch im tirolerischen Reutte und zeitweise sogar im fernen Innsbruck – lange Zeit unbemerkt ein Leben jenseits der reichsgräflichen und anderer Gesetze gelebt hatte. Für seinen gefährlichen Berufsstand hatte er ein bemerkenswert langes Leben geführt – allerdings nur so lange, bis man ihn nach einem Raubmord in Oberstdorf gefangen genommen und in rothenfelsisches Rechtsgebiet überstellt hatte. Dort war er im Alter von 49 Jahren dem Tode geweiht worden.

»Aufgrund der Schwere des Verbrechens und der brutalen Vorgehensweise wird Wolfgang Bertele zum Tode mittels vierer Pferde verurteilt«, hatte der in kürzester Zeit berüchtigt und gefürchtet

gewordene Stadt- und Landrichter Michael Waldvogel, der dem gnadenlosen Richter Hannß Zwick aus Altersgründen im Amte gefolgt war und dessen raue Methoden er übernommen, ja sogar »verfeinert« hatte, nach einer tagelangen Peinlichen Befragung und einem für den grölenden Pöbel ausgiebig zelebrierten Prozess verkündet, bevor das eigentliche Spektakel losgegangen war und der Nachrichten Sebastian Deibler seines Amtes gewaltet hatte. Für den Carnifex, wie man den Henker speziell im rothenfelsischen Gebiet nannte, war es die allererste Vierteilung gewesen, die keinesfalls hätte misslingen dürfen. Genau genommen war sie aber zumindest missraten, obwohl das »Endergebnis« erreicht worden war. Da die Pferde ungleichmäßig angezogen hatten, war der Körper des Delinquenten trotz des »Blutkreuzes«, das ihm der Carnifex bis zur Offenlegung der Innereien bei lebendigem Leibe in den Oberkörper geschnitten hatte, nicht ordentlich in vier Teile gerissen worden. Stattdessen waren die Gliedmaßen einzeln und auch noch nacheinander vom Korpus getrennt worden, was normalerweise eine harte Strafe für den Verursacher dieses Murkses bedeutet hätte. Da es aber nach weit über zehnjähriger Abstinenz die erste Vierteilung in der gräflichen Residenzstadt Immenstadt gewesen war, weil sich zwischenzeitlich das schnellere Aufknüpfen und das noch leichter zu handhabende Köpfen bewährt hatten, war der ansonsten als absolut kompromisslos bekannte Richter Waldvogel ungewöhnlich gnädig gewesen. Nicht zuletzt auch, weil sich die diesbezüglich nicht mehr allzu verwöhnten Untertanen des Grafen trotz der misslungenen Vierteilung mehr als einverstanden gezeigt hatten.

Sebastian Deibler hatte das Glück gehabt, dass der mehr als gestrenge und äußerst penible Richter aufgrund der in allen anderen Bereichen – zu denen auch Gaukler, Musikanten und Fieranten gehörten – dieser ansonsten rundum gelungenen Veranstaltung zufrieden und deswegen gut aufgelegt gewesen war, weswegen er Verständnis für die allererste Vierteilung seines neuen Vollstreckers gezeigt und die Hinrichtung kurzum als gelungen erklärt hatte. Dass sich dabei gerade die älteren Gerichtsbeisitzer und die Ratsherren gegenseitig verwundert angesehen hatten, war ihm bei der öffentlichen Verkündung seiner persönlichen Meinung egal gewesen; Hauptsache, sie hatten seine unumstößliche Entschei-

dung schweigend zur Kenntnis genommen und das Schriftstück, das ihnen der ehemals aus Flandern stammende Gerichtsschreiber Ekkehard van der Heye vorgelegt hatte, ohne längere Diskussionen unterzeichnet. Diese senilen Säcke werden die nächste Verteilung wohl noch erwarten können ..., aber dazu muss nicht ausgerechnet mein neuer Carnifex ad persona herhalten, hatte er in sich hineingedacht und dabei ins Kalkül gezogen, dass in diesen rauhen Zeiten gute Vollstrecker seiner Urteile rar waren und er trotz der seit Beginn des Dreißigjährigen Krieges andauernden »Henkersschwemme« wohl nicht so schnell einen gleichwertigen Ersatz bekommen würde. Ungeachtet dessen hatte er sich aber selbst schon darauf gefreut, den nächsten Schwerverbrecher zwischen vier Pferden liegen zu sehen und die erhitzten Gemüter der Bürger, Handwerker und Bauern zum Grölen zu bringen. »Es muss ja nicht unbedingt wieder ein Staufner sein«, hatte er versehentlich gut vernehmbar vor sich hingemurmelt und dabei hämisch gegrinst.

»Was?«, hatte der zu seiner Linken sitzende Beisitzer wissen wollen, der dies nicht verstanden hatte, weil er sowieso schlecht hörte.

»Ach, nichts!«

Als die Staufner nach der Hinrichtung mit einem unguuten Gefühl im Bauch, aber auch nachdenklich geworden, auf einem alten Ladewagen gesessen hatten und aus dem »Städtle«, wie Immenstadt von den Allgäuern verniedlichend genannt wurde, obwohl es schon vor fast 300 Jahren mitsamt den dazugehörigen Rechten und Pflichten durch Kaiser Karl IV. zur Stadt erhoben und von den Montforter Grafen zur Residenzstadt ihres hiesigen Herrschaftsgebietes auserkoren worden war, kutschiert waren, um möglichst schnell nach Staufen zurückzukommen, hatten sie von diesen Überlegungen natürlich nichts gewusst.

KAPITEL 2

TAGS DARAUF WAR SEBASTIAN DEIBLERS zumindest teilweise missratene Hinrichtung das Dorfgespräch in Staufen, dem Geburtsort Wolfgang Benteles, des aktuellsten Opfers rothenfelsischer Rechtsprechung. Diejenigen, die der mit allen Schikanen zelebrierten Vierteilung beigewohnt hatten, mussten den Daheimgebliebenen haarklein von ihrem Erlebnis im Städtle berichten. Insbesondere die Älteren, die den Raubmörder vor dessen gesetzeswidrigen Taten persönlich gekannt hatten, interessierten sich dafür.

»Und? Hat er geschrien?«, wollte ein betagter Mann gar wissen, bei dem Bentele dereinst gearbeitet hatte. »Wolfgang ist schon als Lernbursche eine verdorbene Kröte gewesen und hat meine ganze Schreinerei durcheinandergebracht«, bemerkte er noch in Erinnerung an so manchen Schabernack, den sein damaliger Schutzbefohlene sich erlaubt hatte.

»Nein! Er hat keinen Laut von sich gegeben. Er war unglaublich tapfer ..., gerade so, als wenn er überhaupt nichts mitbekommen hätte«, bemerkte Siegfried, Sohn des Kronenwirtes Matheiß, fast etwas anerkennend.

»Im Städtle hat man gemunkelt, dass der neue Carnifex dem Bentele einen schmerzlindernden Trunk verabreicht haben soll, bevor er ans Aufschlitzen des Brustkorbes gegangen ist«, wusste ausgerechnet einer, der in der hintersten Reihe gestanden war und vom Geschehen auf dem Immenstädter Marktplatz fast nichts mitbekommen hatte.

»So eine Narretei! Warum sollte dies ausgerechnet derjenige tun, der sein Opfer zuvor schon gefoltert und danach gevierteilt hat?«, lachte ihn der junge Bertel Göhlin aus, dem es gelungen war, einen guten Platz in den vorderen Reihen zu ergattern.

»Josef hat recht!«, rief ein anderer dazwischen und bestätigte, dass der Delinquent beim Vierteilen nicht mehr geschrien habe, »... aber nicht weil er irgendeinen Trunk bekommen hat, sondern weil er wegen der unerträglichen Schmerzen wahrscheinlich besinnungslos geworden ist, nachdem ihm der Carnifex die Brust aufgeschlitzt hat.«

»Aber beim Aufschlitzen hat er geschrien wie die Sau am Spieß!«, wusste ein Methusalem, der im Großen Krieg sogar in der extrem grausamen Schlacht von Nördlingen gedient hatte und deswegen in seinem Empfinden und in seiner Ausdrucksweise verroht war, zu berichten.

»Und Baltus Vögel hat ebenfalls wie eine abgestochene Sau herumgeschrien«, lästerte ein anderer Veteran und lenkte damit ungewollt vom Delinquenten ab und zu einem eigentlich uninteressanten Burschen hin.

»Warum das denn?«, interessierte eine Frau, die Baltus Vögel, dem allein lebenden Sohn des ehemaligen Dorfschmiedes, zwi-schendurch eine Suppe vorbeibrachte, damit auch er eine warme Mahlzeit hatte. Sie bekam aber nur achselzuckend zur Antwort, dass dies niemand wisse.

»An was mag es wohl gelegen haben, dass diese Hinrichtung Baltus ganz besonders mitgenommen hat?«, mischte sich jetzt der Staufner Pfarrherr, Propst Johannes Glatt, mit süffisantem Tonfall ein. Der inzwischen Dazugekommene regte mit dieser Frage die anderen zum Nachdenken an.

Man hörte ein Klatschen. Der Säckler Joram Kimpfler hatte sich auf die Stirn gehauen, bevor er sagte: »Na klar! Der Pfarrer hat recht: Vor knapp 15 Jahren, ... ich glaube, es war im Frühjahr 1636, hat man Baltus' Vater ebenfalls gevierteilt und den Knaben dabei zusehen lassen. Dem alten Vögel ist es seinerzeit gelungen, sein Verbrechen lange zu vertuschen. Er ist zwar im Südturm des Schlosses festgesetzt worden, aus Mangel an Beweisen hat man ihn aber wieder freilassen müssen. Aber irgendwann ist ihm Lodewig, der Sohn des Kastellans, der damals selbst in Verdacht geraten war, ein Frauenschänder und Mörder zu sein, auf die Schliche gekommen und hat ihn überführt.«

»Sicherlich hat Baltus dies alles immer noch nicht verarbeitet und es sitzt heute noch in dem bedauernswerten Burschen«, mutmaßte der inzwischen ebenfalls eingetroffene Medicus.

»Ja!«, bestätigte eine betagte Frau, die sich auch noch gut daran erinnern konnte, und ergänzte: »Wahrscheinlich hat der gemeine Weiberschänder und feige Mordbube Babtist Vögel damals aus Angst vor dem eigenen Tod geschrien?« Nachdem sie dies gesagt hatte, spuckte sie angewidert aus.

»Aber Wolfgang Bentele hat gestern keinen Laut von sich gegeben. Als die Pferde angezogen haben und seine Glieder vom Körper getrennt wurden, hat nur Baltus zu schreien begonnen. Man hat ihn kaum beruhigen können.«

»Das stimmt!«, bestätigte einer, der ebenfalls dabei gewesen war. »Mit Gewalt haben wir ihn vom Ort des Geschehens weg- und zum Fuhrwerk hingezerrt. Aber Baltus hat sich losgerissen und ist abgehauen. Er wollte unbedingt bei der Hinrichtungsstätte bleiben und ums Verrecken nicht mit nach Hause zurück.«

»Und da habt ihr den armen Burschen einfach im Städtle gelassen? Allein weiß sich der Narr doch nicht zu helfen! ... Wo ist er jetzt überhaupt?«, empörte sich einer und sorgte mit seiner Frage dafür, dass sich alle intuitiv umdrehten, um nach Baltus Ausschau zu halten.

»Na, wo wohl?«, antwortete Bertel Schwabacher, einer der klügeren Burschen. »Der arme Kerl wird immer noch zu Fuß auf dem Weg vom Städtle nach Staufen sein!«

»Das hat noch niemanden umgebracht«, krächzte eine zahnlose alte Vettel und schwang dabei beinahe triumphierend ihren Krückstock.

»Na ja ...«, stieg der junge Dorfmedicus, der sich aus fachlicher Sicht etwas genauer über die gestrigen Begebenheiten in Immenstadt erkundigen wollte, zaghaft in den Disput ein. »Baltus Vögel ist körperlich zwar ein Mann geworden, im Geiste aber ein Kind geblieben. Dementsprechend wird er sich auch wie ein Kind erschrocken ... und verhalten haben! Allein schon aufgrund der damaligen Hinrichtung seines Vaters hätte ihn Hermann Schädler gestern überhaupt nicht mit nach Immenstadt schicken dürfen. Aber wahrscheinlich hat er sich keine Gedanken darüber gemacht ... oder die damaligen Begebenheiten inzwischen vergessen«, nahm er den allseits beliebten Ortsvorsteher gleich wieder in Schutz.

»Nein!«, meldete sich ein Altersgenosse von Baltus. »Das ist nicht wahr. Hermann Schädler wollte ihn ursprünglich auch nicht mitlassen. Aber Baltus hat selbst darauf bestanden. Ich habe nämlich mitbekommen, wie er sich so lange wüst aufgeführt hat, bis der Ortsvorsteher ihm in Gottes Namen die Mitfahrt gestattet hat.«

»Dann ist es ja gut«, kommentierte der Medicus das Gehörte zufrieden.

Da aber nicht das merkwürdige Verhalten des 26 Jahre alten Dorfnarren das Wichtigste gewesen war, unterhielten sich die Leute noch ein ganzes Weilchen über die Hinrichtung selbst ... und dies in allen Details. Darüber, und nicht über das Geschrei eines im Geiste schwachen Burschen, der sowieso nirgends gelitten war, wollten diejenigen, die nicht dabei waren, vom Verlauf des gestrigen Tages erfahren. Und so mussten die Dabeigewesenen auch alles über die Komödianten, das, was die Händler in ihren Bauchläden angeboten hatten, die vielen Menschen und die ganze Atmosphäre erzählen.

»Was? Der Graf war nicht persönlich anwesend, ... obwohl er doch gerade hier im Allgäu weilt?«, konnte einer nicht glauben.

Erst nach einer guten Stunde war es wieder ruhig in den Gassen. Obwohl das Thema alle interessierte, hatten sich die Grüppchen so schnell aufgelöst, wie sie sich gebildet hatten. Diejenigen, die gehört hatten, was sie wissen wollten, hatten es plötzlich eilig gehabt, wieder nach Hause zu kommen, um die Neuigkeiten brühwarm ihren daheimgebliebenen Familienmitgliedern erzählen zu können. Und da außerdem der Winter ins Haus stand, mussten dringend letzte Vorkehrungen getroffen werden: Die zugigen Ritzen in den Außenwänden warteten ebenso darauf, abgedichtet zu werden, wie die Dächer, deren beschädigte oder fehlende Läden ersetzt werden mussten.



Wer gerade an seiner Behausung herumwerkelt, um sie winterfest zu machen, erschrak oder wunderte sich zumindest, während diejenigen, die sich auf der direkt zum Schloss Staufen führenden Straße befanden, keine Zeit hatten, sich Gedanken zu machen, weil sie damit beschäftigt waren, auf die Seite zu springen, um nicht überannt zu werden. Der Reiter, der in wildem Galopp an ihnen vorbeistürmte, schien es brandeilig zu haben. Jedenfalls preschte er so ungestüm den Schlossbuckel hoch, dass ihn der Wachhabende Siegbert erst sah, als er schon kurz vor dem Tor war. Dadurch kam Siegbert nicht mehr dazu, ins Horn zu blasen. Sicherheitshalber holte er schnell seine Hellebarde, die er – wie immer, wenn es ruhig war – an einen Mauerfries gelehnt hatte, setzte die aus Eisenblech getriebene,

mit Lammfell gepolsterte Schützenhaube auf und zupfte sich hastig das Lederwams zurecht. Aber er brauchte sich nicht auf Unannehmlichkeiten einzurichten. Als erfahrene Schlosswache konnte er beruhigt feststellen, dass von dem Reiter keinerlei Gefahr ausging.

Während Siegbert an der rot-gelben Uniform des Berittenen erkannte, dass es sich um einen Immenstädter Soldaten handelte, kamen schon sein Wachkamerad Rudolph und der Stallknecht Ignaz angerannt, um ihm bei Bedarf zu helfen, das Schloss zu sichern und nötigenfalls zu verteidigen. Da Siegbert sich noch gut und genau an denjenigen Boten erinnern konnte, der vor 14 Jahren die Kunde ins Schloss gebracht hatte, dass ein vom Grafen zuvor ausgesprochenes Marktverbot aufgehoben und der damalige Ortsmedicus, der seinerzeit fast 70 Menschen auf sein Gewissen geladen hatte, aufgehängt werden sollte, winkte er den beiden ab. »Lasst es gut sein. Es ist nur ein Kurier des gräflichen Oberamtes ... Ich kenne ihn persönlich«, rief er ihnen, während er betont locker die Holzterrasse von der Wehrmauer herunterstieg, zu.

»Gott zum Grusse, Kamerad. Weswegen bist du bei dieser Kälte von Immenstadt hierhergeritten? Ich hoffe, dass du auch heute solch gute Kunde bringst wie vor 14 Jahren ... Oder hat dein Besuch etwas mit der gestrigen Hinrichtung in eurem schönen Städtle zu tun?«, wollte der groß gewachsene Wachhabende vom verschwitzten und erschöpft wirkenden Soldaten wissen, nachdem er ihm das Tor geöffnet hatte.

»Das weißt du noch?« Der gräfliche Kurier schüttelte ungläubig den Kopf. »Kaum zu glauben. Da ich damals kurz nach meinem Botenauftrag in den Innendienst versetzt worden bin, war ich seither nicht mehr außerhalb der Stadtmauer, geschweige denn in der Herrschaft Staufen. Dass ich heute wieder einmal den Boten spiele, ist eine Ausnahme, weil die meisten anderen die Scheißerei haben und kaum einer dazu in der Lage ist zu reiten. Die wenigen, die es nicht erwischt hat, müssen an den Stadttoren und auf der Ringmauer oder vor öffentlichen Gebäuden Dienst schieben«, zeigte sich der unteretzte Mann über das Gedächtnis seines Staufener Kameraden gleichsam überrascht und erfreut.

»Wenigstens kommen dadurch deren Pferde nicht zu Schaden. Ein Schimmel mit braunen Streifen auf den Hinterbacken und auf der Kruppe würde wohl komisch aussehen«, grinste Siegbert.

Während Ignaz dem Boten die Zügel abnahm, stützte sich dieser auf seine Knie, um zu verschlafen.

»Ich habe in der Tat eine wichtige Botschaft für den Schlossverwalter des Grafen ... Aber die hat nichts mit der gestrigen Hinrichtung zu tun«, brachte er hastig schnaufend heraus und zeigte auf eine der Satteltaschen, aus der er – nachdem er sich etwas erholt hatte – ein versiegeltes Sendschreiben herauskramte.

»Rudolph, bring dies zum Kastellan!«, rief Siegbert seinem kleineren und in den letzten Jahren recht feist gewordenen, nicht immer ganz zuverlässigen Wachkameraden zu, der mürrisch dreinschaute, weil er in seiner wachfreien Zeit aus der wohlverdienten Ruhe gerissen und von seiner Schnapskanne getrennt worden war.

»Nun geh schon! Du weißt, dass ich meinen Posten nicht verlassen darf«, drängte der stets auf die korrekte Einhaltung der Dienstvorschriften bedachte Siegbert, auf den man sich – im Gegensatz zu seinem etwas liederlichen Kameraden – in jeder Situation verlassen konnte, ungeduldig.



Nachdem Lodewig Dreyling von Wagrain, der Verwalter des Schlosses Staufen, den Brief in Empfang genommen und angeordnet hatte, dem Boten etwas Dünnbier zu bringen und dessen dampfendes Ross mit Stroh abzureiben, bevor es ebenfalls zu saufen und zudem Heu bekam, setzte er sich an den Küchentisch und las seinem Vater Hannß Ulrich, der sich gerade genüsslich ein Pfeifchen stopfte, das von Oberamtmannt Conrad Speen verfasste Sendschreiben vor.

»Na endlich!«, kommentierte der junge Kastellan den Inhalt des Briefes zwar knapp, zeigte sich aber erfreut darüber.

»Warum freust du dich so, Vater?«, fragte sein Sohn Aurelius, den alle nur kurz und bündig Aurel nannten, der soeben mit seiner Mutter Sarah vom Feuerholzholen zurückgekommen war.

»Weil mir gerade mitgeteilt wird, dass unser hochwohlloblicher Regent endlich wieder in seinem Allgäuer Reich weilt und gedenkt, eine längere Zeit hierzubleiben«, verkündete der Kastellan so stolz, als wenn er selbst etwas dazu beigetragen hätte.

»Was meinst du? Wird er jetzt sein altes Versprechen einlösen?«, wollte sein 14-jähriger Sohn als Erstes wissen.

»Aber Aurel, das geht dich nichts an! Dafür bist du nun doch noch zu jung. Außerdem hat der Graf in der nächsten Zeit sicherlich anderes zu tun, als sich eines alten Gelöbnisses zu erinnern«, griff Sarah, seine kluge Mutter, ein.

»Du hast wie immer weise gesprochen, meine teure Gemahlin. Aber jetzt sei so lieb und bereite uns das Abendbrot.«

»Gerne, mein über alles erhabener Gebieter«, gab sie mit einem zärtlichen Lächeln, aber ebenfalls lästernd, zurück.

Als er sie an sich drückte, bekam der gräfliche Verwalter des Schlosses Staufen einen zarten Kuss auf die Wange. Dabei lächelte dessen Vater, der sich nur allzu gerne an die seltenen Küsschen seiner geliebten Konstanze erinnerte. Obwohl mein holdes Weib etwas kühl war und stets kränkelte, war ihr, genau wie meiner Schwiegertochter Sarah, keine Arbeit zu viel. Wenn sie vor sieben Jahren nicht an der Schwindsucht gestorben wäre, würden wir heute noch glücklich sein. Er seufzte kurz auf und nuckelte an seiner alten Tonpfeife, die ursprünglich einmal weiß gewesen war, mittlerweile farblich aber eher abgestandener Milch glich.

Wenigstens musste sie es nicht mitbekommen, als mir vor vier Jahren ein Baum die Füße zerschmettert hat und dass ich seither ein hilfloser Krüppel bin, der zu nichts mehr zu gebrauchen ist. Stattdessen freut sie sich jetzt vielleicht da oben, dass es unserem Sohn Lodewig trotz der vielen andern Interessenten gelungen ist, mein Amt als hiesiger Schlossverwalter übernehmen zu können, sinnierte der ehemalige Schlosskastellan, dessen Lebensinhalt seit seinem Unfall war, Lodewig erwünschte Ratschläge zu erteilen und auf seine vier Enkel zu achten, weiter. Hannß Ulrich Dreyling von Wagrain, den man seit der Amtsübergabe an seinen Sohn allgemein als »Altkastellan« bezeichnete, wusste, dass ihn seine Familie niemals im Stich lassen würde und er hier mehr bekam als nur das Gnadensbrot. Seine Familie gab ihm stets das Gefühl, trotz seines Alters und seiner Behinderung gebraucht zu werden. Obwohl es den ehemals starken und aktiven Mann manchmal schmerzte, wenn er an seine geliebte Arbeit in den Diensten des Grafen dachte, wusste er, dass es ihm eigentlich ganz gut ging.



»Ja, ich werde wirklich gebraucht. Gerade meine jüngste Enkelin, die kleine Magdalena, weicht nicht von meiner Seite, insbesondere dann nicht, wenn ich ihr Geschichten aus Zeiten Kaiser Karls des Großen im fernen Aachen erzähle«, murmelte er trotz allem, was ihm im Laufe der vergangenen Jahre widerfahren war, irgendwie zufrieden vor sich hin. Immer wenn Hannß Ulrich Dreyling von Wagrain seinen Enkelkindern die *Emmasage* auftischte, musste er wehmütig an seinen jüngsten Sohn Diederich, dem er diese Mär gewiss hundertmal erzählt haben musste, denken. Wenn Diederich Anfang 1635 nicht durch die Hand des damaligen Totengräbers Ruland Berging zu Tode gekommen wäre, könnte er heute 23 Jahre alt und sicherlich ein schneidiger Bursche sein. Aber Diederich und sein Bruder Lodewig hatten seinerzeit ungewollt ein folgenschweres Gespräch zwischen dem Totengräber und dem Medicus Heinrich Schwartz mitgehört, weswegen beide in die Fänge einer der beiden Mordgesellen geraten waren. Dieser Mann war zuvor in Immenstadt so lange als Archivar geduldet worden, bis er eines Tages den Bogen überspannt und so großen Mist gebaut hatte, dass ihm nur noch die Flucht mit einem gestohlenen Pferd geblieben war, wenn er nicht mindestens eine seiner Hände im rechts neben dem Immenstädter Schloss stehenden Weidekorb, der direkt vor dem Hackstock des Carnifex gestanden war, hatte lassen wollen. Um fliehen zu können, hatte er sich das vor dem *Goldenen Adler* angebundene Pferd eines spanischen Augenlinsehändlers unter den Nagel gerissen. Dieser dreiste Diebstahl hätte ihm mit Sicherheit eine höhere Strafe eingebracht, als nur eine seiner Hände im Körbchen zu lassen. Für den Fall, dass geköpft werden musste, hatten die Büttel des Grafen stets einen größeren Korb parat gehabt. Dadurch hatte verhindert werden sollen, dass der abgeschlagene Kopf – anstatt in den Korb – über das Pflaster rollte. Da dies ein böses Omen gewesen wäre, hätte für eine solch misslungene Hinrichtung der Murkser selbst bestraft werden müssen. Da der damalige Carnifex Hermann Leimer aber trotz seiner Sauferei ein ordentlicher Nachrichtler gewesen und der Flüchtige sowieso nicht erwischt worden war, hatte dies nicht zur Debatte gestanden. Ungehindert war der Pferdedieb dorthin geritten, wohin er gewollt hatte. Und da er aufgrund seiner Arbeit im oberen Allgäu nur allzu bekannt gewesen war, hatte er dem ent-

wendeten Gaul die Sporen in Richtung Westen gegeben. So war er schließlich in Staufen gelandet, wo er aufgrund seiner feinen Gewandung, des auffälligen Schimmels – es war ein Andalusier, also ein wertvolles spanisches Pferd, gewesen – und des messingbeschlagenen Zaumzeuges mitsamt dem brandgemusterten Sattel auf Antrieb Eindruck geschunden hatte. Es war ihm schnell bewusst geworden, dass ihn in Staufen niemand erkannt hatte und die einfältigen Bauern und Handwerker ehrfürchtig zu ihm hochgeschaut hatten. Die Gefahr, erkannt zu werden, hätte allenfalls durch den damaligen Schlossverwalter Hannß Ulrich Dreyling von Wagrain gedroht. Immerhin hatte der damalige Kastellan hin und wieder in der gräflichen Kanzlei mit Ruland Berging zu tun gehabt. Allerdings war dies zuvor schon längere Zeit nicht mehr der Fall gewesen. Um dennoch sicherzugehen und jegliches Risiko auszuschließen, hatte sich der ehemalige Archivar, der zwar ein durchtriebener Zeitgenosse, aber ein Meister im Lesen und Schreiben alter Handschriften gewesen war, einen Bart wachsen lassen und sich einen neuen Namen zugelegt. In Anlehnung daran, dass er im jenseits des Weißachbaches gelegenen Bergdorf Steibis geboren worden war, hatte er sich fortan Berging, Ruland Berging, genannt – sicher nicht sehr einfallsreich; aber dieser Name hatte ihm gefallen, weil er von seiner Herkunft abgeleitet war und auf seine damalige Situation hingewiesen hatte.

Der Ruhelose, oder besser gesagt, der Ruchlose vom Berg! Ja, das bin ich jetzt wirklich, hatte er sich – wohlwissend, dass er fortan ein nicht mehr zu bekehrender Gesetzesbrecher sein wollte, den man wohl den Rest seines Lebens gnadenlos jagen würde, wenn er entdeckt und enttarnt werden sollte, gedacht. Um den Zeitpunkt, an dem dies geschehen würde, möglichst weit hinauszuschieben, hatte er sich seiner Meinung nach bestens in die neue Rolle eingelebt. Jedenfalls hatte ihm die bisherige Tarnung so weit genützt, dass er dem damaligen Ortsvorsteher Hans Heimbhofer im Amte hatte folgen können, nachdem er diesem mit einem Stein von hinten den Schädel eingeschlagen und ihn in den Seelesgraben, einen am nördlichen Ortsrand Staufens vorbeilaufenden Bach, geworfen hatte. Da Ruland Berging allerdings auch dieses Amt missbraucht hatte, war er von Lodewigs Vater, der damals nicht nur gräflicher Schlossverwalter, sondern auch noch interimistischer Ortsvor-